

## „Der Zöllner als Pharisäer“

Predigt zu Lk 18,9-14

11. Sonntag nach Trinitatis, 16. August 2015

Evang.-Luth. Christuskirche, Bad Neustadt a.d. Saale

[Predigttext ist die Evangeliumslesung]

*9 Er [Jesus] sagte aber zu einigen, die sich anmaßten, fromm zu sein, und verachteten die andern, dies Gleichnis: 10 Es gingen zwei Menschen hinauf in den Tempel, um zu beten, der eine ein Pharisäer, der andere ein Zöllner. 11 Der Pharisäer stand für sich und betete so: Ich danke dir, Gott, dass ich nicht bin wie die andern Leute, Räuber, Betrüger, Ehebrecher oder auch wie dieser Zöllner. 12 Ich faste zweimal in der Woche und gebe den Zehnten von allem, was ich einnehme. 13 Der Zöllner aber stand ferne, wollte auch die Augen nicht aufheben zum Himmel, sondern schlug an seine Brust und sprach: Gott, sei mir Sünder gnädig! 14 Ich sage euch: Dieser ging gerechtfertigt hinab in sein Haus, nicht jener. Denn wer sich selbst erhöht, der wird erniedrigt werden; und wer sich selbst erniedrigt, der wird erhöht werden.*

Liebe Gemeinde!

Es gibt einige wenige Geschichten in der Bibel, die haben wir so verinnerlicht, die sind uns so in Fleisch und Blut übergegangen, dass wir das, was die Geschichte uns eigentlich sagen will, überhören. So ist es mit der Geschichte vom Pharisäer und Zöllner. Wir kennen sie gut diese Geschichte, zu gut: wie der Pharisäer und der Zöllner im Tempel beten, und der Pharisäer Gott dafür dankt, dass er nicht so ein Gauner ist wie der Zöllner neben ihn. Der Zöllner aber betet, Gott sei mir Sünder gnädig — und wird im Gegensatz zum Pharisäer von Jesus dafür gelobt.

Das sündenbewusste Verhalten des Zöllners ist der Christenheit in Fleisch und Blut übergegangen. Sein demütiges „Gott, sei mir Sünder gnädig!“ ist unzählige Male nachgesprochen worden. Wir identifizieren uns so sehr mit dem Zöllner, dass wir darüber fast schon froh geworden sind, keine Pharisäer zu sein. „Ich danke dir, Gott, dass ich nicht bin wie die anderen Leute oder auch wie dieser Pharisäer.“ Dabei waren die Pharisäer von damals besser als ihr Ruf heute ist. Und wer überhaupt waren die Zöllner?

„Zöllner waren Subunternehmer der privatwirtschaftlich orientierten Gebühren- und Zollerhebung in den Provinzen des Römischen Reiches. In heutiger Begrifflichkeit waren sie Teil eines public-private-partnership-Systems“, also eines Systems, in dem private und öffentliche Interessen zusammenkamen. Ein solches System geht in der Regel zu Lasten der Bürger, „weil die Privatunternehmer an der Erfüllung öffentlicher Aufgaben zunächst einmal selbst verdienen.“ Das wäre ungefähr so, wie wenn heute die Mitarbeiter vom Wasserwerk nicht bei der Stadt angestellt wären, sondern als Privatunternehmer die Kosten für die Versorgung mit Wasser mit jedem einzelnen Haushalt selbst aushandeln könnten. So war es beim Zollsystem im römischen Reich. „Die von Rom eingesetzten Könige, Tetrachen usw. verpachteten das Recht, Abgaben, Gebühren und Zölle einzutreiben an den Meistbietenden und erhielten somit garantiert die verlangte Summe. Wer den Zuschlag bekam, verpachtete wiederum einzelne Bezirke an „Unterzöllner“ weiter. Aus den Einnahmen mussten sie die Pacht für die nächsthöhere Ebene und den eigenen Lebenunterhalt erwirtschaften. [...] Die Zöllner auf der unteren Ebene waren damit Teil eines Systems, das sie zu Tätern und Opfern zugleich machte. [...] Insgesamt standen Zöllner wirtschaftlich besser da als die Handwerker, Kleinsthändler, Bauern

und Fischer, bei denen sie die Gebühren und Abgaben erhoben. Aber sie gehörten nicht zur Führungsschicht und den wirklich Reichen. Sie waren Angehörige des Mittelstands, Gefangene einer Struktur, die es ihnen unmöglich machte, frei und unabhängig zu leben. Sie waren an ein System gebunden, das es ihnen verwehrt, fromm und gesetzestreu zu leben, selbst wenn sie es wollten. Ein Leben nach der Tora wäre nur unter Preisgabe ihrer gesamten bürgerlichen Existenz möglich geworden.“<sup>1</sup>

Deswegen schlug sich also der Zöllner im Tempel an die Brust und betete von Herzen, dass Gott ihm als Sünder gnädig sein möge: weil er weiß, dass er in einem System gefangen ist, und bei so vielem mitmacht, weil er mitmachen muss und weil er nicht den Mut und die Kraft hat, auszusteigen. Und deswegen nimmt Jesus den Zöllner gegenüber dem Pharisäer in Schutz: weil der Zöllner gar nicht anders kann, jedoch sein fehlerhaftes Verhalten, aus dem er nicht herauskommt, anerkennt und demütig vor Gott bringt. Jesus hat zwar kein Verständnis für das, was der Zöllner tut. Jesus hat aber Verständnis für die Zwangslage, in der sich der Zöllner befindet.

Eugen Roth war ein deutscher Lyriker und populärer Dichter. Bekannt von ihm sind vor allem seine „Ein Mensch“-Gedichte. Nach seinem Studium arbeitet Eugen Roth als Lokalredakteur der Münchner Neuesten Nachrichten. Im April 1933 wurde er von den Nationalsozialisten fristlos entlassen. Er musste sich also etwas einfallen lassen. „1935 erschien in einem Kleinverlag Ein Mensch, in dem er in heiteren Versen mit überraschenden Reimwörtern Menschen und ihre Schwächen unter die Lupe nahm. Dargestellt werden insbesondere ‚heikle oder lustige Situationen‘. Über Nacht wurde Roth damit zum erfolgreichen Lyriker. [...] Trotz seiner antimilitaristischen Haltung wurde er im Zweiten Weltkrieg eingezogen und auf Lesereise zur Truppenbetreuung geschickt. Unter dem Titel „Ein Mensch lädt Kameraden ein / mit ihm ein Stündchen froh zu sein“ erschien eine Sonderausgabe für die Wehrmacht.“ Was wollte Roth schon machen als aus einer Not eine Tugend. Und dennoch: nach dem Krieg reflektierte Roth seine Rolle in der NS-Zeit selbstkritisch.<sup>2</sup>

Eugen Roth war wie der Zöllner aus dem Gleichnis Jesu. Er musste mitmachen, um zu überleben. Er war gefangen in einem System, das ihn für die Wehrmacht arbeiten ließ. Er der absolute Kriegsgegner, zu dem er nach den Erfahrungen des Ersten Weltkrieges geworden war. Aber wer will ihm das verdenken? Was sollte er denn machen, nachdem ihm die Nationalsozialisten seinen Beruf als Journalist genommen hatten?

Eugen Roth hat es sich selbst übel genommen. Wie der Zöllner damals, der sich Gott gegenüber als Sünder bekennt. So auch Eugen Roth. Und er hat ein feines Gespür dafür entwickelt, dass auch der beste Zöllner schnell zum Pharisäer wird, wenn sein Sich-an-die-Brust-schlagen nicht mehr so ganz ernst gemeint ist. In einem seiner Mensch-Gedichte hat er das meisterhaft auf den Punkt gebracht: „Ein Mensch betrachtete einst näher / die Fabel von dem Pharisäer, / der Gott gedankt voll Heuchelei / dafür, dass er kein Zöllner sei. / Gottlob! rief er in eitlen Sinn, / dass ich kein Pharisäer bin!“<sup>3</sup>

Der Zöllner in Jesu Gleichnis wäre sehr gerne ein Pharisäer gewesen! Bei aller Selbstgerechtigkeit so anständig und engagiert. Aber er war nun einmal Zöllner und hatte keinen anderen Beruf als diesen und musst damit seine Familie ernähren! Und wie steht es mit dem Zöllner in uns?

„Der Zöllner in uns weiß, dass er seine Kinder ernähren und durchs Studium bringen muss.“ Und dass er nicht die Wahl alle, allen Besitz abzugeben und den Armen zu geben. Er weiß, „dass die Hypotheken für das Reihenhaus erst in 15 Jahren abgezahlt sind.“<sup>4</sup> Und er nicht beliebig Flüchtlinge in diesem aufnehmen kann. Er weiß, dass sein i-phone von sklavenähnlich gehaltenen Arbeitern in China hergestellt wird, aber er braucht ein Smartphone und die anderen Hersteller sind auch nicht viel besser. Der Zöllner in uns weiß, dass seine Kleidung von Billiglohnarbeitern in Bangladesh und Vietnam hergestellt wird, aber er kann ja nicht nur T-Shirts von Trigema anziehen. Der Zöllner in uns weiß, dass sein Wohlstand hier in Europa in Zusammenhang steht mit der Armut in Indien. Schlagen wir uns deshalb auch an die Brust wie weiland der Zöllner?

Am Donnerstag war Welterschöpfungstag. Was? Welterschöpfungstag. „Einmal im Jahr errechnet die amerikanische Organisation „Global Footprint Network“ jenen Tag, an dem die Menschheit all die Ressourcen aufgebraucht hat, die der Planet innerhalb eines Jahres regenerieren kann. In diesem Jahr war es Donnerstag, der 13. August. Seit Freitag und bis Silvester zehrt die Menschheit also wieder von der Substanz. Sie isst zu viel Fisch, sie verbraucht zu viel Energie, sie holzt zu viel Wald ab. Zu sagen, die Menschheit tue dies, ist natürlich grob unfair. Jeder Deutsche verbraucht doppelt so viele Ressourcen, wie ihm rechnerisch zustehen. Jeder in Sambia verbraucht nur ein Drittel dessen, worauf er Anspruch hätte.“<sup>5</sup>

Detlef Esslinger schreibt in der Süddeutschen Zeitung von diesem Wochenende: „Das Problem besteht ja gerade darin, dass man im Alltag nichts sieht und hört und riecht. Wäre der Deckel aus Kohlendioxid in der Atmosphäre braun und grau; würde er am besten auch noch so stinken, dass man es im Freien kaum mehr aushielte; würde der Boden nachgeben, so dass man beim Bundesliga-Auftakt in der Münchner Arena freie Sicht aufs Erdmagma hätte – so etwas würde die Menschen vielleicht in einer Weise beunruhigen, wie einst kahle Bäume und tote Flüsse sie beunruhigt haben. Menschen begreifen Katastrophen, die ihnen vor Augen stehen. Also haben sie damals mit Katalysatoren und Kläranlagen die Dinge repariert. Heute hingegen gelten Warnende letztlich als Langweiler, und das aus mehreren Gründen. Zum einen ist das von ihnen beschriebene Problem noch relativ diffus. Zum anderen fügen die Warnenden immer hinzu, dass es mit ein paar Reparaturen diesmal nicht getan sein wird. Sie stellen den Lebensstil infrage. Aber wer verzichtet schon auf täglich Fleisch und jährlich Thailand, in der Gewissheit, dass man mit solchem Verhalten ohnehin nur zu einer nicht ins Gewicht fallenden, also bescheuerten Minderheit gehören würde? Folglich bedient sich lieber jeder weiter bei der großen Party [...]. Mit dem Ergebnis, dass die Ressourcen in diesem Jahr noch sechs Tage eher als erschöpft gelten als im vergangenen.“<sup>6</sup>

Das, liebe Gemeinde, ist unser System, in dem wir gefangen sind als Opfer und Täter.

*Der Pharisäer stand für sich und betete so: Ich danke dir, Gott, dass ich nicht bin wie die andern Leute, Räuber, Betrüger, Ehebrecher oder auch wie dieser Zöllner. Ich faste zweimal in der Woche und gebe den Zehnten von allem, was ich einnehme. Der Zöllner aber stand ferne, wollte auch die Augen nicht aufheben zum Himmel, sondern schlug an seine Brust und sprach: Gott, sei mir Sünder gnädig!*

Anmerkungen:

- 1) KATHARINA WIEFEL-JENNER, GPM 69 (2015), S. 386f.
- 2) [https://de.wikipedia.org/wiki/Eugen\\_Roth\\_%28Dichter%29](https://de.wikipedia.org/wiki/Eugen_Roth_%28Dichter%29) [aufgerufen am 14.8.2015]
- 3) EUGEN ROTH, Sämtliche Menschen, München / Wien 1983.
- 4) KATHARINA WIEFEL-JENNER, GPM 69 (2015), S. 387.
- 5) SÜDDEUTSCHE ZEITUNG vom 14.8.2015, S. 4.
- 6) SÜDDEUTSCHE ZEITUNG vom 14.8.2015, S. 4. Der gesamte Artikel: Wofür interessieren sich Menschen? Für die chinesische Wirtschaft, denn sollte die auf Dauer Probleme bekommen, könnte das auch Jobs in Deutschland kosten. Für Griechenland, wenn auch nicht vorrangig unter dem Aspekt „Sorge um die Griechen“. Für einen Rucksack, den ein Chef des Hamburger Sportvereins verloren hat und in dem sich die Gehaltsliste der Spieler befand; man will ja auch mal was Nettos lesen, nicht immer bloß Griechenland. Wofür interessieren sich Menschen nicht? Für den Welterschöpfungstag. Den was? Einmal im Jahr errechnet die amerikanische Organisation „Global Footprint Network“ jenen Tag, an dem die Menschheit all die Ressourcen aufgebraucht hat, die der Planet innerhalb eines Jahres regenerieren kann. In diesem Jahr war es Donnerstag, der 13. August. Seit Freitag und bis Silvester zehrt die Menschheit also wieder von der Substanz. Sie isst zu viel Fisch, sie verbraucht zu viel Energie, sie Holz zu viel Wald ab. Zu sagen, die Menschheit tue dies, ist natürlich grob unfair. Jeder Deutsche verbraucht doppelt so viele Ressourcen, wie ihm rechnerisch zustehen. Jeder in Sambia verbraucht nur ein Drittel dessen, worauf er Anspruch hätte. Die Nachricht ist selbstverständlich untergegangen im allgemeinen China-Griechen-HSV-Gewese, und viele von denen, die sie wenigstens mitbekommen haben, amüsieren sich vermutlich eher, als dass sie besorgt wären; nach der Devise: „Welterschöpfungstag? Ist bei mir persönlich immer.“ Zugegebenermaßen hört sich die deutsche Bezeichnung unfreiwillig komisch an. Der englische Earth Overshoot Day hingegen drückt präzise aus, worum es geht. Nur: Auch ein gelungener deutscher Begriff würde kaum mehr Aufmerksamkeit bewirken. Denn der von ihm umrissene Vorgang läuft nun mal leider nicht so ab, wie Aktivisten ihn am Donnerstag, dem 13., vor dem Berliner Kanzleramt dargestellt haben: mit einer Erde in Form eines Getränkekartons, der unter Zischen und Röcheln immer kleiner und gequetschter wird, je länger oben einer am Strohhalm saugt. Das Problem besteht ja gerade darin, dass man im Alltag nichts sieht und hört und riecht. Wäre der Deckel aus Kohlendioxid in der Atmosphäre braun und grau; würde er am besten auch noch so stinken, dass man es im Freien kaum mehr aushielte; würde der Boden nachgeben, so dass man beim Bundesliga-Auftakt in der Münchner Arena freie Sicht aufs Erdmagma hätte – so etwas würde die Menschen vielleicht in einer Weise beunruhigen, wie einst kahle Bäume und tote Flüsse sie beunruhigt haben. Menschen begreifen Katastrophen, die ihnen vor Augen stehen. Also haben sie damals mit Katalysatoren und Kläranlagen die Dinge repariert. Heute hingegen gelten Warnende letztlich als Langweiler, und das aus mehreren Gründen. Zum einen ist das von ihnen beschriebene Problem noch relativ diffus. Zum anderen fügen die Warnenden immer hinzu, dass es mit ein paar Reparaturen diesmal nicht getan sein wird. Sie stellen den Lebensstil infrage. Aber wer verzichtet schon auf täglich Fleisch und jährlich Thailand, in der Gewissheit, dass man mit solchem Verhalten ohnehin nur zu einer nicht ins Gewicht fallenden, also bescheuerten Minderheit gehören würde? Folglich bedient sich lieber jeder weiter bei der großen Party, die doch in Wahrheit ein „kosmischer Coup d’État“ ist, wie es der südafrikanische Schriftsteller Deon Meyer bereits vor Jahren in einem seiner Gesellschaftsthiller genannt hat. Mit dem Ergebnis, dass die Ressourcen in diesem Jahr noch sechs Tage eher als erschöpft gelten als im vergangenen.